

Die Antwort auf den Synkretismus ist nicht Introvertiertheit oder Abwendung von der Welt der Religionen und der Kultur, die so leicht die Reinheit der christlichen Botschaft verderben kann. Die Antwort auf den Synkretismus liegt vielmehr darin, daß man in diese Welt hineingeht mit dem Evangelium von dem einen Heiland, der für alle Menschen an allen Orten gekommen ist, und daß man das in dem Glauben tut, daß dieses Evangelium, wenn man ihm treu und gehorsam bleibt, von selbst seine Reinheit behalten wird.

-
- 1) Abgedruckt in „The Ecumenical Review“, April 1955, S. 260.
 - 2) Faith and Order, Heft Nr. 30, S. 17.
 - 3) Vgl. „Die Eiche“, Jg. 1921, S. 121.
 - 4) Brief an Gardiner vom Exekutivausschuß im August 1922.
 - 5) The Student World, 1933, S. 376.
 - 6) Explanatory Memorandum of 1938.
 - 7) Offizieller Bericht der Ersten Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen, S. 62.
 - 8) Arbeitsbuch der Vollversammlung von Neu-Delhi (deutsch), S. 81.

PROFESSOR ERNST PAULI

Ein theologische quasi una fantasia

VON LEO ZANDER

Das letzte Jahr seines Lebens widmete Solovjev einer Arbeit über die letzten Ereignisse der Weltgeschichte. Es entstand „Die kurze Erzählung vom Antichrist“. Dieses beinahe postume Wort Solovjevs kann angesehen werden als Endergebnis und Krönung seines gesamten Lebenswerkes und insbesondere alles dessen, was er für die Vereinigung der Kirchen getan hat. Dies war für ihn die Hauptaufgabe der Weltgeschichte und das Hauptmotiv seines eigenen Wirkens: „Primum et ante omnia Ecclesia unitas instauranda, ignis fovendus in gremio sponsae Christi“, schrieb er in einem Brief an seinen ideologischen Gegner General A. Kirejev. Wir sind fest überzeugt, daß, auch wenn Solovjev nichts weiter geschrieben hätte als diese kurze Erzählung, sein Name doch mit goldenen Buchstaben in das Buch der Ökumene hätte eingeschrieben werden müssen. Jedes Werk — sei es theologisch, philosophisch oder poetisch (oder alles zusammen, was hier der Fall ist) — so vollkommen es sein mag — „enthält Teile, die aus Marmor und andere, die aus Pa-

piermaché gemacht sind“.¹⁾ Zu solchen aus Marmor gemachten Teilen gehören in der „Erzählung“ Solovjeps die drei Gestalten, die die drei großen christlichen Kirchen symbolisieren: der Staretz Johannes, der Papst Simone Barionini und der Professor Ernst Pauli. Für die Zeitgenossen des Dichters waren diese Gestalten symbolische Bilder, die in menschlichen Zügen die drei Kirchen poetisch darstellten. Wir können das Wesen und die Bedeutung dieser geistigen Porträts etwas tiefer fassen. Die Untersuchungen Jungs erlauben uns, hier von Archetypen zu sprechen: Archetypen solcher Menschen, die in ihrer Gestalt und in ihrem Handeln die Kirchen, zu denen sie gehören, verkörpern. Der Begriff Jungs wurde vor kurzem durch P. Evdokimov auf das Gebiet des religiösen Lebens und insbesondere auf die religiöse Kunst ausgedehnt.²⁾ Und es erwies sich, daß der Archetyp — als ein Bild des Menschen, so wie er von seinem Schöpfer gesehen wird — eine Ikone ist. Wir dürfen infolgedessen sagen, daß die drei Männer in der Erzählung Solovjeps einen Versuch darstellen, Ikonen der orthodoxen, der katholischen und der evangelischen Kirche zu malen.

Dieser Gedanke, die Kirchen mit den Namen und dem Geist der Apostel zu verbinden, ist sehr alt. Mit Erstaunen finden wir ihn im katholischen Mittelalter, und zwar in einem Briefe von Papst Innozenz III., den er an die kirchlichen Würdenträger des neugegründeten lateinischen Reiches in Konstantinopel richtete. Er schrieb: „Sicut per Mariam Magdalenam Judaeorum intelligitur Synagoga, ita per Petrum, qui ad Latinos est specialiter destinatus, et apud nos Romae sepulturam accepit, populus intelligitur Latinorum; Graecorum vero populi per Joannem, qui missus est ad Graecos, Epheso tandem in Domino requievit.“

Solovjev würde wahrscheinlich staunen und sich freuen, im Papst Innozenz einen Vorgänger zu finden.

Selbstverständlich ist diese Verteilung der Kirchen zwischen den Aposteln eine sehr fragliche Operation. „Die segnenden Hände aller Apostel sind über die ganze Christenheit ausgestreckt — obwohl sie jeden in einer ihm eigenen Art geistig anrühren“.³⁾ Keine Kirche und keine Konfession darf den einen oder den anderen Apostel zu ihrem Monopol machen. Aber wenn wir dieses Schema nicht in abschließendem Sinne verstehen, sondern nur für einen Hinweis auf die besonderen Gaben Gottes, die jede Kirche besitzt, halten, dann kann es von großem Nutzen sein. Einer Ikone gleich können uns diese Gestalten den Weg vom Typus zum Archetypus weisen und uns solche Eigenschaften unserer Kirchen offenbaren, die wir ohne diesen Hinweis einfach nicht bemerken würden.

Aber wenden wir uns dem Bilde von Professor Ernst Pauli zu, mit den Fragen: „Was bedeutete diese Gestalt für Solovjev und seine Zeitgenossen am Ende des 19. Jahrhunderts?“ und: „Was bedeutet sie heute für uns — in den Lebensverhältnissen des 20. Jahrhunderts?“

Sein Aussehen wird folgendermaßen geschildert: „Es war ein mittelgroßer, ausgetrockneter älterer Herr mit einer riesigen Stirn, scharfer Nase und glattrasiertem Kinn. Seine Augen zeichneten sich durch einen eigenartigen, grimmig-gutmütigen Blick aus. Dauernd rieb er sich die Hände, wiegte den Kopf, bewegte die Brauen

in furchteinflößender Weise und wölbte die Lippen nach vorn; dabei funkelte er mit den Augen und stieß unmutig abgerissene Laute hervor: so! nun! ja! so also! Er war feierlich gekleidet — in weißer Halsbinde und langem Pastorenrock, der mit irgendwelchen Ordensauszeichnungen geschmückt war.“

Wie lebendig steht der alte, liebe Professor vor uns! Aber um seine Persönlichkeit richtig einzuschätzen, muß man dieses Bild zuerst von den Zügen befreien, die etwas karikaturhaft wirken. Das Porträt ist zwar mit Sympathie gemalt, aber von seinem Dämon der Ironie konnte sich Solovjev nicht befreien. Dieser war ihm angeboren und ließ ihn nie los. Sein Humor war scharf und bissig und schonte niemanden. „Das Bedeutendste, was ich erlebt habe, schilderte ich in scherzhaften Versen“, schrieb er,⁴⁾ und seine Gedichte über sich selbst grenzen oft an Galgenhumor, neben dem Heines „Romantische Ironie“ ein unschuldiges Kinderspiel zu sein scheint. Dies erklärt „die in einer furchteinflößenden Weise bewegten Brauen, die nach vorne gewölbten Lippen und die unmutig abgerissenen Laute: so!, nun!, ja!, so also!“ ... Alle diese Scherze können Ernst Pauli nicht lächerlich machen, gerade so wie eine Anekdote über den zerstreuten Professor keine Unterschätzung der Wissenschaft bedeuten kann.

Um die Bedeutung der Gestalt des Professors Pauli als einer Ikone der evangelischen Kirche richtig zu verstehen, muß man diese Gestalt in ihrer historischen Perspektive betrachten. Am Ende des 19. Jahrhunderts wurde der Protestantismus von russischen Denkern ausschließlich als eine „Professorenreligion“ empfunden. Die maßgebende Figur war für sie A. von Harnack; von ihm wußte man, daß er ein bedeutender Kirchenhistoriker und ein ausgesprochener Feind der orthodoxen Kirche war; dabei wurde sein Liberalismus einfach als Mangel an Glauben empfunden und sein Wirken als Zerstörung der Kirche. Und diese seine Züge wurden dem gesamten Protestantismus zugeschrieben. Eine interessante Äußerung dieser Art finden wir in einer Reihe von gelehrten Aufsätzen von S. Bulgakov, die unter dem gemeinsamen Titel „Der moderne Arianismus (Studien über die Religion der Mensch-Gottheit)“ im Jahre 1910 erschienen sind. Es ist eine scharfe, aber objektive und gut dokumentierte Kritik des deutschen Liberalismus; die Titel der einzelnen Aufsätze sind sehr charakteristisch und geben eine Idee, um was es sich hier handelt. Sie lauten: „Die Professoren-Religion“; „Die Krise des Christentums im modernen Protestantismus“; „Hat Jesus gelebt?“ (im Original deutsch); „Christentum und Mythologie“ ... Der Protestantismus erschien den Russen als ein „arianischer Monophysitismus“, der sich stets verfeinerte und immer neue Formen annahm, die aber alle ihren Grund und ihre Quelle im Immanentismus hatten ...

Bei dieser allgemeinen Einstellung ist es beinahe ein Wunder, daß Solovjev es verstanden, oder besser ausgedrückt, gefühlt hat, daß hinter der trockenen wissenschaftlichen Kruste des evangelischen Gelehrten des 19. Jahrhunderts ein frommes, gläubiges Herz schlug. Die tief innige Verbundenheit dieser hochgelehrten Theologen mit dem Herrn, die Treue und Liebe ihres kindlichen Gemüts brachte Solovjev in der rührenden Gestalt von Ernst Pauli zur Geltung. Er erliegt nicht

den verführerischen Worten des Übermenschen; die grenzenlose Macht des Weltbeherrschers macht auf ihn keinen Eindruck; auch die sozialen Errungenschaften — die Sicherung des ewigen Weltfriedens, die „Gleichheit des allgemeinen Sattseins“ — haben für ihn keine Bedeutung, solange sie nicht in Christi Namen durchgeführt sind. Auch die Drohungen des Antichrists und der furchtbare Tod seiner Amtsbrüder — des Staretz Johannes und des Papstes Simone Barionini — floßen ihm keine Angst ein: er bleibt seinem Herrn treu, und ihm wird es anvertraut, den Beschluß des letzten Konzils zu formulieren und das Dokument zu unterschreiben: „duorum defunctorum testium locum tenens Ernst Pauli“, so steht unter dem Protokoll in großen gotischen Buchstaben.

Solovjev läßt Ernst Pauli nicht den Märtyrertod erleiden. Er bleibt redender Zeuge und Statthalter der Kirche Christi. Wir wissen aber, daß der Dichter sich hier geirrt hat. Das Zeugnis ist mit dem Leiden und Sterben eng verbunden. Und für den Widersacher ist das evangelische Zeugnis ebenso unerträglich wie das stille Leiden der Orthodoxie und der kämpferische Eifer des Katholizismus. Der Märtyrertod solcher Zeugen wie Traugott Hahn⁵⁾, Dietrich Bonhoeffer und Tausender, die ihnen gefolgt sind, führt uns aus dem Bereich des pseudo-humanen Antichrists Solovjevs⁶⁾ zu unseren unbarmherzigen Zeiten. Und es stellt sich die Frage: Was ist der heutige Ernst Pauli? Ist er dem alten Pauli ähnlich? Wie lebt und handelt er in den neuen Verhältnissen des modernen Lebens? Den Ansatz zu einer Antwort auf diese Fragen finden wir in der „Kurzen Erzählung“, wo es heißt: „Im 20. Jahrhundert befreite sich der Protestantismus von seinen extremen, negativen Tendenzen, deren Anhänger offen übergingen zum religiösen Indifferentismus und Unglauben. Nur die wahrhaft Gläubigen blieben in der evangelischen Kirche, und an ihrer Spitze standen Männer, die umfassende Gelehrsamkeit mit tiefer Religiosität vereinigten und immer stärker danach strebten, in sich ein lebendiges Abbild des echten Urchristentums neu entstehen zu lassen.“

Diese Worte sind zugleich Prophetie und Ruf. Prophetie — in dem Sinne, daß die Worte Solovjevs sich teilweise verwirklicht haben, Ruf — weil sie viel mehr das Aufgegebene als das Gegebene schildern, eher eine Ikone als eine Photographie der evangelischen Kirche vor uns hinstellen. Aber trotzdem bilden sie für uns den Ausgangspunkt für eine Darstellung, die vielleicht etwas anspruchsvoll erscheinen wird. Sie kann sich nämlich nur auf persönliche Eindrücke und Erlebnisse stützen. Einen Führer durch die Welt der Heiligen der evangelischen Kirche gibt es bisher nicht... Und so stehen wir vor der Frage: In welcher Gestalt begegnen wir dem heutigen Professor Ernst Pauli?

Das erste, was uns hier ins Auge fällt: er trägt denselben Namen. Natürlich nicht in dem Sinne, daß er in seinem Reisepaß als Ernst Pauli bezeichnet wäre. Im täglichen Leben kann er alle möglichen Namen tragen. Aber wir haben unseren Namen ja nicht nur, um damit genannt zu werden! „Der Name ist ein Same, die Wurzel des individuellen Seins, seine Energie oder seine Entelechie. Im Verhältnis zu ihm ist der Mensch, der ihn trägt, die Erde und der Boden, in dem und durch den der Name sich verwirklicht“. ⁷⁾ Der Name ist das Aufgegebene, es deutet dem

Menschen seinen Lebensweg; und als solcher ist er eine Perspektive, die ihr Endziel in jenem „neuen Namen“ hat, „welchen Der, der da lebendig ist, durch Sein Zeugnis dem Menschen gibt, und welchen niemand kennt, denn der ihn empfängt“.⁸⁾ Wir wagen natürlich nicht, Gottes Geheimnisse zu erraten, aber wenn der Name verschiedene Tiefenschichten hat, so fühlen wir uns berechtigt, seinen inneren Sinn zu suchen und zu deuten.

Der heutige Pauli heißt Ernst, weil er Ernst ist. Wir meinen hier natürlich nicht das Wortspiel, das Oskar Wilde mit dem Namen Ernst gemacht hat⁹⁾ — alles kann ja profaniert werden! Aber der Name Ernst trägt in sich eine tiefe Bedeutung. Es ist bezeichnend, daß das Wort Ernst („der Ernst“) sich in keine Sprache übersetzen läßt. Versucht man es zu tun, so erhält man ein Adjektiv oder ein Adverb, die eine Weise des Verhaltens, eine Art des Benehmens bezeichnen. Aber was der Inhalt des deutschen Wortes „Ernst“ an sich bedeutet, dafür haben wir kein Äquivalent in anderen Sprachen. Wir müssen uns aber fragen: Was ist der Ernst? Er ist zweifellos nicht eine Eigenschaft, eine Art zu sein — dagegen spricht die Form des Substantivs und der Artikel. Wir empfinden ihn viel mehr als eine Art platonischer Idee oder Gedanken Gottes, an dem die Menschen Anteil haben können, indem sie ihn in ihrem ganzen Wesen verkörpern. Ethnisch gesprochen ist es eine besondere Gabe des deutschen Geistes, die im Luthertum ihre vollkommenste religiöse Äußerung gefunden hat. Um diesen Imponderabilien näherzukommen, denken wir an das, was wir Orthodoxe dem Luthertum vorwerfen, nämlich den Individualismus.

Der Mensch, der Sünder steht allein vor Gott und glaubt und hofft auf Seine Gnade — das ist die Haltung des Lutheraners. Ein Schwarm von Vögeln fliegt Gott entgegen, und wenn einige von ihnen in diesem Flug erlahmen, so werden sie von den Flügeln der anderen gehalten — das ist das Bild der Orthodoxie. Der Orthodoxe empfindet im Luthertum einen Mangel an Kirche als der inneren Einheit aller Gläubigen, in der die Schwäche der Einzelnen durch den Glauben der Gesamtheit gestärkt wird. Ernst Pauli — als Lutheraner — würde seinerseits in der Haltung der Orthodoxen eine Schwächung des persönlichen Verantwortungsgefühls erblicken, einen gewissen geistlichen Leichtsin, der zu Folgerungen führen kann, die ihm als Mangel an Ernst erscheinen. So würde er wahrscheinlich Anstoß nehmen an dem Gebet: „Sei uns gnädig, o Herr, gemäß den Gebeten unseres heiligen Bischofs . . .“ Beide Haltungen haben ihre Vor- und Nachteile. Der Orthodoxe ist fest in seiner Kirche verankert; er weiß, daß der Heilige Geist, der in der Kirche weht und wirkt, immer „seine Krankheiten heilt und das Fehlende ergänzt“.¹⁰⁾ Aber dieser Glaube kann bei ihm ausarten zu der Hoffnung, hinter und mit den Heiligen ins Paradies durchzuschlüpfen und das Heil sozusagen auf Kosten anderer zu erwerben. Bei Ernst Pauli kann das Verantwortungsgefühl vor Gott in ein Pflichtbewußtsein vor den Menschen ausarten, und damit wird der schicksalhafte Schritt von Luther zu Kant getan.

„Mein Vater erzog mich in einem so tiefen Pflichtgefühl, daß es mir schien, der Himmel würde auf die Erde niederstürzen, wenn ich meine Schulaufgaben nicht

fertigmache; aber ich wußte sehr gut, daß, wenn auch der Himmel auf die Erde niederstürzte, ich meine Aufgaben doch zu Ende machen müsse“ (S. Kierkegaard). Dieser Verlust der Hierarchie der Werte ist zugleich rührend und grotesk. Man denke nur an einen Menschen, der bei einem Erdbeben ruhig seine kleinen Hauspflichten erfüllt, ohne auf die allgemeine Katastrophe achtzugeben. Im Grunde genommen ist der Ernst ein Verantwortungsgefühl, das den Menschen nicht nur in seinem Verhalten leitet, sondern auch sein Inneres formt. Es sind nicht nur seine Worte und Handlungen, die „ernst sind“, er selbst ist Ernst, und unter der Schärfe seines Blickes sind Lüge und Betrug unmöglich. (Dies war der Eindruck, den ich und einer meiner jungen Freunde beim Besuche eines „Ernst Pauli“ hatten: seitdem nannten wir ihn den „lutherischen Staretz“.)

In seinem Ernst ist der heutige Pauli dem alten treu geblieben. Sein Ernst treibt ihn manchmal sogar zu einer gewissen Pedanterie, was seinen Studenten gelegentlich etwas lästig ist. Denn Pauli ist ja Professor und sucht die Lebenswerte, an die er glaubt und denen er dient, seinen Schülern zu übermitteln; und dies setzt viel Arbeit, Disziplin und Zucht voraus. In diesem Bereich ist er unerbittlich — in erster Linie gegen sich selbst; aber auch gegen andere . . . Seine Vorlesungen sind immer gründlich durchdacht und vorbereitet: Er konzentriert sich auf das Sachliche und meidet alle literarischen Ausschmückungen; nichts ist ihm so verhaßt wie eine Literatenplauderei, die Oberflächlichkeit und Gedankenarmut durch Geistreicheleien zu verdecken sucht.

Aber Pauli ist nicht nur Lehrer, sondern auch Forscher. Hier äußert sich sein Ernst in einem unerbittlichen wissenschaftlichen Gewissen, in einer fanatischen Treue zur Wahrheit, in einer absoluten Kompromißlosigkeit in allem, was er für wahr hält (einen diplomatischen Posten könnte er schwer bekleiden . . .).

Diese Züge sind ihm nicht nur psychologisch eigen, sondern bilden sein inneres Heiligtum und unterscheiden ihn von den Gelehrten anderer Konfessionen, bei denen der Konflikt zwischen der wissenschaftlichen Wahrheit und der kirchlichen Autorität manchmal zu leicht genommen wird.

„Man muß die Wahrheit sagen. Sankt Marcel war ein großer Heiliger und ein großer Patron (obwohl man nicht recht weiß, was er getan hat. Aber darüber braucht man nicht zu sprechen. Und vielleicht waren es sogar mehrere . . . Aber trotzdem war er ein großer Heiliger, sagen wir sogar einfach ein Heiliger, und das ist viel . . .).

Man braucht keine Angst zu haben, die Wahrheit zu sagen. Die heilige Germaine war zweifellos eine große Heilige. Und eine große Patronin. Und sie muß eine große Macht im Himmel haben (obwohl man nicht weiß, was sie getan hat. Aber darüber braucht man nicht zu sprechen). Aber was macht es, wenn sie es so weit gebracht hat, eine Heilige und eine große Heilige zu werden? Und das ist viel . . .“¹¹⁾

Solche Verse und solche Gefühle eines so feurigen Christen, wie Peguy es war, würden Ernst Pauli in wahrhaftes Entsetzen bringen. In diesen Versen finden wir aber die Formel, mit der wir ständig zu tun haben — und nicht nur bei der Ver-

ehrerung der Heiligen, sondern auch bei der Frage der Historizität der Schrift, der Entstehungsgeschichte der Dogmen usw.

Ernst Pauli ist tief fromm, und dies rettet ihn von der übertriebenen wissenschaftlichen Skepsis. Aber er hat Brüder, die durch ihre „Wissenschaftlichkeit“ allzuweit getrieben werden: Die übertriebene Skepsis, die alles niederreißt, wurzelt ja auch in der Sucht nach Wahrheit; sie ist eine Pseudomorphose des religiösen Ernstes. Auch diesen Aspekt des Ernstes hat der heutige Pauli von einem älteren Bruder geerbt, der in der Weihe des Weltendes den Papst mit folgenden Worten anspricht: „Tu es Petrus; jetzt ist es ja gründlich erwiesen und außer jeden Zweifel gesetzt . . .“ So groß war sein Wahrheitshunger, daß ihm die Weltkatastrophe als Beweis eines ekklesiologischen Satzes galt. . .

Der heutige Pauli hat aber vom alten nicht nur seinen Vornamen geerbt. Er heißt nicht nur „Ernst“, sondern auch „Pauli“: er gehört auch zu der Familie des großen Apostels. Hier müssen wir wieder die Gefahr der Ausschließlichkeit meiden. Pauli zu sein, bedeutet nicht: Johannes, Petrus und andern fremd zu sein. Dieser Name bedeutet nur, daß seinem Träger die besonderen Gaben des Apostels Paulus geschenkt sind, daß dessen spezielles Charisma von ihm geliebt, gewünscht und empfangen wird. „Pauli“ ist zu verstehen als „von Paulus aus“.

Die Schicksale der Menschen sind verschieden. Ihre äußerlichen Züge brauchen einander nicht ähnlich zu sein, „aber wir haben strahlende Schatten, welche die ewigen Gesten tun“ (R. M. Rilke).

Auf diese Geste kommt es hier an. Paulus war zweifellos ein Denker und ein Gelehrter in einem größeren Ausmaße als die anderen Apostel. „Erzogen in Tarsus zu den Füßen Gamaliels, gelehrt mit allem Fleiß“ (Apg. 22, 3) — offenbart er diese Gelehrsamkeit in allen seinen Werken. Sie übersteigt in ihrer Tiefsinnigkeit die Denkfähigkeit seiner Zeitgenossen.

„Die große Gelehrsamkeit macht dich rasend“, sagt ihm Agrippa (Apg. 26, 24); „etliche Dinge in seinen Briefen sind schwer zu verstehen und verwirren die Ungelehrten“, schreibt über ihn Petrus (2. Petr. 3, 15).

Ernst Pauli folgt seinen Fußstapfen: eine sorgsame Vorbereitung zu Füßen der großen Meister der theologischen Wissenschaft ist seinem kirchlichen Dienste vorausgegangen. Er wollte Gelehrter werden und ist es geworden. Meistens ist er — wie Paulus — Dogmatiker, aber auch die Kirchengeschichte scheut er nicht. Seine Gelehrsamkeit führt ihn manchmal über die Grenzen der Mittelschicht der Gläubigen hinaus, und dann werden seine Worte schwer verständlich. Wichtiger ist seine Bereitschaft, immer tiefer zu grübeln, immer weiter zu gehen, seine wissenschaftlichen Kenntnisse zu vervollkommen, seine geistige Erfahrung zu erweitern. Wir dürfen uns fragen, ob diese Offenheit gegenüber Neuem nicht ein abgeschwächtes und auf das ganze Leben ausgedehntes Abbild des einmaligen Damasus-Erlebnisses seines Patrons ist . . .

Aber das Bedeutendste, was Ernst Pauli mit Paulus verwandt macht, ist der innere Rhythmus, die Dialektik des Denkens in der Theologie des großen Apostels: „Ist Gott ungerecht, daß er unserer Ungerechtigkeit zürnt? — Das sei ferne“;

„Sollte ihr Unglaube Gottes Glauben aufheben? — Das sei ferne“ (Röm. 3, 3.5); „Sind sie darum angelaufen, daß sie fallen sollten? — Das sei ferne“ (Röm. 11, 11). These, Antithese, Synthese; eine Bejahung, eine Verneinung, eine Lösung... Schwerfällig und langsam schreitet der Gedanke vorwärts: die Wahrheit wird hier gesucht, erobert, beinah erzwungen. Der Verstand kämpft und strengt sich an, um sie zu erreichen. Wie verschieden ist dieser Weg von der unmittelbaren Schau (Intuition), von dem freudigen Empfangen dieser Gabe, die uns umsonst dargeboten wird! Es ist ja nicht umsonst, daß der Name Johannes mit den Worten „Gott gibt Gnade“ übersetzt werden muß.¹²⁾

Ernst Pauli ist nicht nur Gelehrter und Lehrer, sondern auch Seelsorger. Auch hierin ähnelt er dem Apostel: „Meine lieben Kinder, für die ich abermals Geburtsschmerzen leide“ (Gal. 4, 19); „ich gab euch Milch zu trinken“ (1. Kor. 3, 2)... Wir wissen nicht, inwieweit der alte Pauli Seelsorger war. Im 19. Jahrhundert, einer Zeit, da alles verhältnismäßig gut zu gehen schien, durfte der gelehrte Theologe sich auf seine akademischen Pflichten beschränken. Aber im 20. Jahrhundert, in dem die Menschen trotz aller Phantastik der Verkehrsmittel sich so schrecklich einsam und verlassen fühlen, darf der Theologe sie nicht allein lassen. Nicht nur Belehrung und Zeugnis brauchen sie, sondern vor allem Trost: „Tröstet, tröstet mein Volk!“ Sind diese Worte Jesajas (40, 1) nicht ein Ruf der Zeit, ein Schrei von der größten Not der Menschen, der größten Pflicht des Theologen? So steht er zwischen zwei Aufgaben, zwischen zwei Berufungen, die sein Herz zerreißt: dem Dienst des Mitleidens und des Trostes und dem Dienst der Wahrheit und der Forschung. Der ewige Gegensatz zwischen *πράξις* und *θεωρία*, der für Kant ein philosophisches Problem des Denkens war, ist für den heutigen Ernst Pauli eine Frage der Lebensentscheidung, eine Antinomie seines christlichen Gewissens. Er darf sich nicht in die Gemütlichkeit seines Arbeitszimmers, in die Ruhe der Bücher und Manuskripte zurückziehen und die Not der Menschen vergessen; aber er darf auch nicht die größte Gabe, die er von Gott erhalten hat, „zu reden von der Weisheit“ und „zu reden von der Erkenntnis“ (1. Kor. 12, 8) in einer rein praktischen Tätigkeit preisgeben...

Theoretisch und allgemein kann dieses Problem nicht gelöst werden: Jeder Pauli löst es persönlich und in seiner Art — indem er die Lebensformen findet, in denen die Liebe zur Wahrheit und die Liebe zu den Menschen eins werden. Und es darf auch nicht vergessen werden, daß die Wahrheit an sich ein Trost ist und daß Gedanken Nahrung bringen können...

Abgesehen von seiner allgemeinen pastoralen Arbeit hat Ernst Pauli noch eine besondere, eigene „Gemeinde“: es sind seine Schüler — seine Studenten. Sein theologischer Unterricht ist nicht nur akademische Belehrung, sondern eine religiöse Führung. Studenten kommen ja zu ihm nicht nur, um ein Diplom zu erhalten, sondern um Seelen-Hirten des christlichen Volkes und Zeugen vor der nichtchristlichen Welt zu werden. Dem alten Pauli machte Bulgakov zum Vorwurf, er ersetze die lebendige kirchliche Tradition durch historische Wissenschaft, und statt zur Gewinnung von geistlicher Erfahrung, veranlasse er seine Schüler zum Abfassen von Seminararbeiten.

Heute stehen wir vor einem entgegengesetzten Prozeß: Die Sprechstunde des Professors wird zur religiösen Beratung, die Doktorpromotion — zur geistlichen Geburt; es ist ja nicht umsonst, daß man den Promovierenden „Doktor-Vater“ nennt: jede Vaterschaft auf Erden erhält ja ihren Namen von dem „Vater unseres Herrn Jesu Christi“ (Eph. 3, 14), und Gott selber wurde von Clemens von Alexandrien *παιδαγωγός* genannt. Wir befinden uns hier im Bereiche einer absoluten Freiheit: Der Professor kann nicht gezwungen werden, Pädagoge und Vater der Studenten zu sein, wie der Student nicht gezwungen werden kann, sich als Sohn zu fühlen; es sind mehr Ideale als Wirklichkeiten. Aber man braucht nur einmal zu sehen, mit welcher inneren Aufmerksamkeit Professor Pauli mit seinen Studenten spricht, um zu spüren, daß dieses Ideal nicht etwas Abstraktes ist, sondern etwas, was sich stets verwirklicht. Ernst Pauli besitzt die Gabe, sich einzufühlen in die geistliche Welt seiner Schüler: der Akademiker kann in ihm vom Seelsorger nicht getrennt werden . . .

Aber die heutige Situation bietet ihm ein größeres Arbeitsfeld — die Ökumene. Im Zeitalter des älteren Pauli beschäftigte das Problem der Kirchenvereinigung nur wenige Geister. Ich erinnere mich noch an das wohlwollende und wohlerzogene Beieinanderleben der Orthodoxen und der Lutheraner im alten Rußland: außerhalb seltener polemischer Ereignisse waren sie einander höchst gleichgültig. Die Spaltungen in der Christenheit waren Tatsachen, die man hinnahm — keine Probleme. In Solovjews „Erzählung vom Antichrist“ beginnt der Prozeß der Annäherung rein räumlich. Als der größte Teil der gelehrten Theologen, der Einladung des Kaisers folgend, „auf die Estrade hinaufgegangen, als dann einer von ihnen plötzlich, ohne die Treppe zu benutzen, hinuntergesprungen und leicht hinkend zu Professor Pauli und der Minderheit, die bei ihm geblieben, gelaufen war, da hob Ernst Pauli seinen Kopf, stand mit einer etwas unsicheren Bewegung auf, ging, begleitet von den Glaubensgenossen, die standhaft geblieben waren, an den leer gewordenen Bänken vorbei und ließ sich mit ihnen in der Nähe der Christen nieder, die sich um den Staretz Johannes und den Papst Petrus gesammelt hatten“.

Und später kommt dann die Vereinigung der Kirchen „inmitten dunkler Nacht, an einem hochgelegenen und einsamen Ort“. Heute sieht das Bild ganz anders aus. Eine gegenseitige Annäherung der Christen im Angesicht des Widersachers ist für uns nicht nur ein Traum, sondern ein teure und inspirierende Erinnerung. Und die Ökumene ist für uns nicht nur ein Problem, sondern sie ist zum Alltag unseres kirchlichen Dienstes geworden. So ist es ganz begreiflich, daß Ernst Pauli ein großer Ökumeniker geworden ist und daß er solche Eigenschaften in sich pflegt, die als ökumenische Tugenden bezeichnet werden können: Es sich versagen, den andern zu belehren; bereit sein, zu lernen; die paradoxe Aufgabe erfüllen, dem andern die Wahrheit, an die man glaubt, zu bringen, ohne zu versuchen, ihn zu überzeugen;¹³⁾ innerlich aufmerksam werden für die Wahrheit eines anderen, die man nicht annehmen kann, in der man aber positive Elemente zu finden sucht; seiner Kirche treu sein mit einer „kenotischen“ Haltung, die Kompromißlosigkeit mit Bescheidenheit vereint — dies sind die Erfordernisse der ökumenischen Arbeit und das Unterpfand des ökumenischen Erfolges. Diese Tugenden können angebo-

ren sein, sie können aber auch durch innere Arbeit und geistliche Disziplin erreicht und eingeübt werden. Den Ausgangspunkt dafür bildet die ökumenische Einstellung — die Liebe zum Mitchristen, „die sich der Wahrheit freut, die alles verträgt, alles glaubt, alles hofft, alles duldet“ (1. Kor. 13, 6). Wir dürfen hoffen, daß beide Pauli die Glut dieser Liebe in ihrem Herzen fühlen. Und wir wissen, daß beide bewußt und überzeugt auf dasselbe Ziel zuschreiten, denn sie sehen und erleben die ökumenische Bewegung im Lichte des kommenden Christus . . .

Alle übrigen Züge des heutigen Ernst Pauli können unter eine allgemeine kirchliche Kategorie gefaßt werden.

In allen Erscheinungen des Kirchenlebens können wir zwei Richtungen oder zwei Tendenzen unterscheiden: die Separatio und die Incarnatio. Die erste wurzelt im Alten Testament: „Der Gott Israels hat sie (die Kinder Levi) von der Gemeinde Israels ausgesondert“ (4. Mose 16, 9); „Ich bin der Herr, euer Gott, der euch von den Völkern abgesondert hat“ (3. Mose 20, 24). Das, was heilig ist oder was heilig sein soll, widersteht dem Profanen und wird von ihm abgesondert. Diese Tendenz können wir im gesamten Kirchenleben bis in die Einzelheiten hinein verfolgen. Sie liegt dem konstituierten Mönchtum zugrunde, dem zölibatären Priestertum, allen Besonderheiten in Sitte und Tracht, durch die sich die Kleriker von dem *λαὸς τοῦ θεοῦ* unterscheiden — dem ganzen Verhalten derer, die sich als Erwählte und Abgesonderte fühlen.

Dieser Tendenz steht eine andere entgegen, die sich durch Phil. 2, 7 inspirieren läßt: „Er nahm Knechtsgestalt an und ward gleich wie ein anderer Mensch.“ Demgemäß will sich auch der Heilige von dem Volke nicht unterscheiden: er lebt mit ihm und in ihm — wie die Hefe im Teig. Und in diesem Sinne will er unbemerkt bleiben. „Weißt du nicht, daß ein christlicher Bischof sich von den anderen Menschen nur durch seine Gelehrsamkeit und Frömmigkeit unterscheidet?“, schrieb ein Bischof der Urkirche einem andern Bischof, der sich durch äußere Zeichen abheben wollte.

Dies ist die Problematik, die unserem kirchlichen Alltag zugrunde liegt — auch dann, wenn die Lebensangelegenheiten rein pragmatisch und ohne Bezug auf die „Probleme“ behandelt werden. Die griechischen Theologiestudenten streiken, weil sie die altmodische und unbequeme Soutane und die langen Haare, die die konservativen Bischöfe von den Priestern fordern, nicht tragen wollen. Die katholische Kirche erlaubt den Priestern die Tracht eines „clergyman“. . . Es ist natürlich keine Lösung, sondern ein Kompromiß. Eine konsequente Lösung des Problems versuchten die Arbeiterpriester zu geben, aber die Kirchenleitung wollte das Prinzip der Absonderung nicht preisgeben, und die Bewegung wurde schonungslos unterdrückt. . . „Du bist Priester und mußt den anderen auf einem Postament erscheinen“, sagte ein Bischof einem jungen Priester, der mit den Kindern Ball spielte. Wahrscheinlich würde er denselben Vorwurf gegen den Apostel erheben, der „jedermann allerlei geworden ist, auf daß er allenthalben ja etliche selig mache“ (1. Kor. 9, 22).

Schon eine oberflächliche Übersicht über die Lebensformen aller Kirchen zeigt uns, daß keines dieser Prinzipien konsequent durchgeführt werden kann. Beide Tendenzen sind nicht nur berechtigt, sondern unvermeidlich. Deswegen wird uns diese Diskrepanz im Leben jeder Kirche begegnen; ein innerer Wettstreit beider Prinzipien scheint unvermeidlich zu sein. In dieser inneren Dialektik, wie in ihren praktischen Äußerungen, folgt der heutige Ernst Pauli bewußt der zweiten Tendenz. Er ist verheiratet, und seine Familie ist ein Zeugnis dafür, daß die Ehe eine „Ecclesiola“ sein kann. Wenn ich ihn mit seiner Frau und seinen Kindern am Familientisch sehe, wenn er im Namen aller das Tischgebet spricht, so klingen mir die Worte: „Komm Herr Jesu, sei unser Gast“ wie die Worte aus dem Evangelium des Lukas: „Bleibe bei uns, Herr, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt“. Und hinter den wohlbekannten Konturen seines Eßzimmers erscheinen mir die Wände des Gemaches zu Emmaus, das schöne Bild Rembrandts wird zur Wirklichkeit, und ich muß daran denken, daß jedes Genießen der Früchte der Erde in der Heiligen Eucharistie seinen Grund und seine Heiligung hat... Das tägliche Leben ist für ihn von himmlischen Gaben durchleuchtet. Die Sonne scheint ihm nicht nur am Himmel, sondern in jedem Strahle, sei es das aufgehende Licht eines jungen Lebens oder die Dämmerung eines verklärten Alters. Und dies bewahrt ihn vor der Gefahr der Erstarrung.

An dieser Stelle empfinde ich das Bedürfnis, ein Wort über seine Gefährtin zu sagen. Denn der Mensch wurde im Anfang als eine Einheit des Männlichen und des Weiblichen geschaffen, die sich erst später in zwei Teile gespalten hat. „Deswegen kann der isolierte Mann — ohne seine Gefährtin — nur als eine Hälfte des Menschen angesehen werden.“¹⁴⁾

Das geistige Profil von „Frau Pauli“ ist aber noch schwerer zu zeichnen als das ihres Mannes. Denn was kann man über das Wesen des „verborgenen Menschen des Herzens mit sanftmütigem und stillem Geist“ (1. Petr. 3, 4) sagen? Wir befinden uns hier ja im Bereiche der „angewandten kenotischen Theologie“, in dem die Persönlichkeit sich verwischt, das sich selbst bejahende Ich sich verneint und sich mit einem Schleier verhüllt, um unbemerkt zu bleiben; man erkennt es nur an seinem aufopferungsvollen Dienst. Die Demut der „Magd des Herrn“ findet hier eine rührende Nachahmung: ohne es zu wissen, schreitet die Frau des evangelischen Theologen auf Wegen, die dem Protestantismus unbekannt (vielleicht sogar unerwünscht) sind, die aber dem orthodoxen Blick als die größte Schönheit und Weisheit erscheinen: sie wird selbst zu einer lebendigen Ikone der Mutter Gottes...

Wenn wir uns jetzt zu den praktischen Lebensäußerungen ihres Wesens wenden, so können wir in ihnen drei Schichten unterscheiden. Das Element der Martha aus der Erzählung des Evangeliums finden wir in allem, was mit dem Haushalt — im weitesten Sinne als „oikonomia“ verstanden — verbunden ist. Die Eitelkeit des „Sich-viel-zu-schaffen-Machens“ (Lukas 10, 40) ist ihr fremd; aber sie wacht unermüdlich darüber, daß ihr Mann in Ruhe und Wohlbehagen seine Arbeit vollenden kann. Und wenn wir seine theologischen Schriften lesen und bewundern,

müssen wir auch an die denken, die ihm in dieser Arbeit unsichtbar geholfen hat. Unser Dank gehört dem „ganzen Menschen“ . . .

Das Element der Maria hat in ihrem Leben zwei Richtungen. Einerseits ist es ihr eigenes Leben, sind es ihre eigenen Interessen und Neigungen, in denen ihre Persönlichkeit Freude findet: ihre Bücher, ihre Bilder, ihre Blumen . . . Aber „das gute Teil, das Maria erwählt hat und das nicht von ihr genommen werden soll“, hat auch andere Aspekte: Während des Lebens Christi war es das Sitzen zu den Füßen des Meisters und das Hören auf sein Wort; nach Seiner Auferstehung war es die Aufgabe und die Pflicht, den Aposteln, den Jüngern, der ganzen Welt die frohe Botschaft zu bringen.¹⁵⁾ Dies ist die prophetische Berufung der Frau; sie ist nicht nur „Frau Pastor“, sie ist eine „Mit-Pastorin“ ihres Mannes und erfüllt — in ihrer eigenen Weise — dieselbe Aufgabe wie er. Die Formen dieser Arbeit können verschieden sein. Wichtig ist es, zu betonen, daß sie da ist und eine unendliche Bedeutung hat, die beinahe immer unbemerkt bleibt (die Kenose des Geistes!) und erst am jüngsten Tage offenbar werden wird . . .

Die hohen Gedanken der λογική λειτουργία schließen bei dem heutigen Ernst Pauli andere Interessen nicht aus. In seinem Studierzimmer finde ich nicht nur theologische Werke, sondern auch Bücher über Philosophie und Kunst, Literatur und Politik.¹⁶⁾ (Darf ich hier die Bemerkung machen, daß ich keine bessere Belehrung kenne, als in der Bibliothek eines großen Gelehrten herumzuwühlen. Man findet immer das, was man am wenigsten erwartet.) —

In der geistigen Ökonomie von Ernst Pauli findet alles seinen Widerhall. Und er hat Humor! Dieses scheint ihn von dem alten Pauli, der vielleicht doch etwas düster ist, zu unterscheiden. Und siehe! dieser Zug macht ihn dem russischen Starzen ähnlich. Humor kann ja auch eine christliche Tugend sein: dann nämlich, wenn er bewußt oder unbewußt der Wiederherstellung der verlorenen Hierarchie der Werte dient. Ich nehme mich zu ernst; ein wohlwollender Humor erleichtert es mir, diese Überschätzung zu fühlen und meinen richtigen Platz im Leben, ein richtiges Verhältnis zu den anderen zu finden. Der Humor kann künstliche Schwierigkeiten aufheben, falsche Situationen lösen, er kann gerade machen, was schief ist an unserem Verhalten. Außerdem ist der Humor eine ausgezeichnete Warnung (für mich und für die anderen) vor Fehlritten, Dummheiten, vor unvorsichtigen Worten und Handlungen. Es ist ja immer peinlich, lächerlich zu sein.

Abgesehen davon ist der Humor Zeichen der Heiterkeit, der Lebensfreude, der „Frohnatur und der Lust zu fabulieren“. Und diese sind ja so mit „des Lebens ernstem Führen“ verbunden, wie die Gestalten von Vater und Mutter in Goethes Leben verbunden waren.

Ein anderer wichtiger Zug im geistigen Profil des heutigen Ernst Pauli ist seine Liebe zur schönen Kunst. Die Gelehrten vergessen allzuoft, daß das Wahre und das Schöne eine unzertrennliche Zweieinheit (Dias) bilden, daß sie einander verwandt sind, daß die antike Philosophie sie in den einen Begriff der καλοκάγαθία verschmolzen hat (dafür gibt es auch theologische Gründe, worauf ich hier nicht eingehen kann). Ernst Pauli liebt die Malerei, bewundert die Architektur. Aber

am meisten genießt er die Musik — in erster Linie Mozart, in dessen Melodien er himmlische Töne zu hören glaubt. (Man kann sich fragen, ob die Musik Mozarts nicht eine Fortsetzung der Malerei des Fra Beato ist, insofern die Angeli Musikanti des letzteren ja eine Melodie zu spielen haben: „Und sie ragen alle nach Rang — und sie tragen goldene Geigen — und die schönsten dürfen nicht schweigen — ihre Seelen sind aus Gesang“ [R. M. Rilke, Engellieder]). — Er scheut sich nicht, selbst Geige oder Klavier zu spielen, und hat keine Angst vor dem Worte „Amateur“, denn er weiß, daß die Wurzel dieses Wortes „amo“ und daß die Liebe zum Schönen — die *φιλοκαλία* — ein theologischer Begriff ist.

Und schließlich — das Äußere. In seiner Tracht unterscheidet er sich nicht vom „man in the street“ (selbstverständlich hat er auch einen Talar und einen Pastoren-Gehrock — allerdings ohne Ordenssterne, auch wenn er solche besitzt; diese Trachten gehören zu seinem Amt und werden nur im Amt getragen).

Er treibt Sport (wenn er dazu Zeit findet) und fährt selbst seinen Wagen.¹⁷⁾ Das letztere fordert von ihm eine gewisse Anstrengung, denn hier muß der Mythos vom „zerstreuten Professor“ überwunden werden; sonst könnte es traurig enden...

Damit scheint alles Charakteristische erwähnt zu sein. Ich brauche nicht von der Liebe und der Verehrung zu sprechen, von denen er umringt ist.

Zum Schluß möchte ich ihn im Namen seiner russischen Freunde grüßen mit den Worten, die einer der größten Poeten unseres Volkes einem bedeutenden Führer unserer Kultur schrieb:¹⁸⁾

„Der du mit Glauben und mit Liebe
Gedient hast deinem Heimatland,
Mit deiner Seele tiefstem Triebe,
Mit Wort und Tat, mit Herz und Hand, —

Du hast auf allen deinen Wegen
Getreu zum Herren aufgeschaut,
ER machte dich zu einem Segen
Der Jugend, die dir anvertraut.“¹⁹⁾

¹⁾ Worte von S. Bulgakov über sein eigenes Werk; er fügte hinzu: „Von einem bin ich völlig überzeugt: daß ich nicht unfehlbar bin.“

²⁾ Die Frau und das Heil der Welt. Manz Verlag, München 1960.

³⁾ S. Bulgakov, Die Braut des Lammes (russisch), S. 307.

⁴⁾ In der Anmerkung zu dem Poem „Drei Begegnungen“.

⁵⁾ Der evangelische Pastor von Dorpat Traugott Hahn wurde zusammen mit dem orthodoxen Bischof von Estland Platon im Keller der Dorpater Tscheka (russische Gestapo) ermordet.

⁶⁾ In der „Erzählung“ wird der folgende Befehl „der göttlichen Majestät“ vorgelesen: „Unsere Feinde... wurden durch unsere Barmherzigkeit und unsere Fürsprache vor dem himmlischen Vater von ihrem verdienten Schicksal — dem Tod durch Feuer vom Himmel — befreit, und es wird ihnen völlige Freiheit gelassen...“

⁷⁾ S. Bulgakov, Philosophie des Namens (russisch), S. 160.

⁸⁾ Offenb. Joh. 2, 17.

⁹⁾ „The Importance of being Ernest“.

¹⁰⁾ Aus dem Gebet bei der Handauflegung der Ordination.

¹¹⁾ Charles Peguy, „Die Schwelle des Mysteriums der zweiten Tugend“ (französisch), S. 69.

¹²⁾ In der LXX heißt Johannes Ἰωάνν oder Ἰωάν oder Ἰωάνα oder Ἰωάννης.

¹³⁾ „dans convaincre il-y-a toujours vaincre“, sagt Peguy.

¹⁴⁾ P. Evdokimov, *Sacrament d'Amour*. Ed. de l'Epi, Paris 1962, S. 161.

¹⁵⁾ „Aus dem Grabe erstrahlte heute Christus wie aus einem Gemache. Die Frauen erfüllte Er mit Freude, da Er sagte: Trag zu den Aposteln die Kunde ... Der Engel, auf dem Steine sitzend, redete die Frauen an und sagte: Geht, bringt Seinen Jüngern die Kunde: Christus ist erstanden von den Toten ... Laufet und kündet der Welt, daß erstanden ist der Herr, nachdem er den Tod getötet ...“ Aus dem Osterkanon des Johannes von Damaskus.

¹⁶⁾ Vergleiche damit, was Dostojewskij über die Bibliothek Tichons (in dem er eine „Ikone der Orthodoxie“ malen wollte) sagt: „Man hielt seine Bibliothek für zu bunt und widerspruchsvoll; denn neben den Werken großer Kirchenlehrer und Asketen standen Schriften aus dem Theaterwesen und vielleicht noch schlimmere“ („Die Dämonen“, Anhang).

¹⁷⁾ Die Motorisierung der Geistlichkeit ist übrigens ein transkonfessioneller Prozeß. Ich stelle einen Katalog der motorisierten Bischöfe der orthodoxen Kirche zusammen. Die Griechen, die ausgezeichnete Kraftfahrer sind, schlagen hier alle Rekorde.

¹⁸⁾ F. Tjutschev an A. Norov.

¹⁹⁾ Diese Übersetzung des Gedichtes von Tjutschev sowie eine Durchsicht dieses in deutscher Sprache abgefaßten Aufsatzes auf sprachlich-stilistische Mängel verdanke ich der Freundschaft von Prof. Dr. Ludolf Müller, dem ich meinen herzlichen Dank ausspreche.

NEUE BÜCHER

Erwin Wilkens, Röm im ökumenischen Spannungsfeld. Eine Anfrage zur Einheit der Kirche. Claudius Verlag, München 1962. 32 Seiten. Brosch. DM 2.80.

Auf dem kurz und treffend skizzierten Hintergrund der ökumenischen Gegenwartsproblematik beleuchtet der Verfasser, theologischer Referent im Lutherischen Kirchenamt, Motive, Möglichkeiten und Grenzen römisch-katholischer Bereitschaft zur zwischenkirchlichen Verständigung. In seiner klaren und konzentrierten Zusammenschau eignet sich dieses Büchlein, das auf einen Vortrag zurückgeht, vorzüglich zur Einführung in diesen heute so drängenden Fragenkreis.

Nils Karlström, Ökumene in Mission und Kirche. Entwicklungslinien der heutigen ökumenischen Bewegung. Claudius Verlag, München 1962. 280 Seiten. Ln. DM 19.50.

Das vorliegende Buch ist eine sehr dankenswerte Arbeit, die in gedrängter Kürze die Linien aufzeigt, welche in Kirche und Mission zur ökumenischen Bewegung führten und die dann bei der Integration auf der Vollversammlung in Neu-Delhi zusammenliefen.

Die Darstellung bleibt nicht in der historischen Forschung stecken. Mit den geschichtlichen Daten werden in objektiver Weise die Ergebnisse der verschiedenen Konferenzen und Tagungen festgehalten und so die theologischen Linien aufgezeigt, wie sie heute in der Ökumene zum Durchbruch kommen. Das Buch enthält sich nahezu jeder Kritik, aber auch jeden Enthusiasmus. Es ist überraschend, wie aus der vielgestaltigen ökumenischen Bewegung von Jahr zu Jahr durch die Tagungen der einzelnen Kommissionen sich neue theologische Einsichten ergeben, von denen man nur hoffen